

Die kleine Welt

Nr. 49

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Streiktage.

Erzählung von Fritz Sänger.

(2. Fort.)

Dem Rudi schmeckte das Essen in den folgenden Wochen nicht besonders. Nicht etwa darum, weil die Speisenfolge nach und nach sehr einfach wurde. Schließlich folgten sich die Speisen überhaupt nicht mehr, denn es gab immer nur eine und auch darin von Tag zu Tag sehr wenig Veränderung. Das war es aber nicht. Rudi konnte immer weniger zum Haushalt beitragen, und das stimmte ihn so herab.

Er hatte sich auch so daran gewöhnt, seiner Else jedesmal ein kleines Geschenk mitzubringen, und die Else hatte sich ganz gut darein gefunden, es in Empfang zu nehmen. Das war allemal sehr nett, denn es ging nie ohne Neckerei ab. Das war jetzt auch vorbei.

Er wurde ernster, als er sonst war, auch mit Else, und er sagte zu ihr ehrlich und offen:

„Es geht bei uns jetzt knapp, Else:

Die Else verstand und sie machte ein ernstes Gesicht; aber das lag ihr nicht so recht, und darum war das Zusammensein der beiden nicht so reizend wie früher.

So wurde aus dem Rudi, bei dem man sonst immer hatte bremsen müssen, so nach und nach ein stiller, ernster Mensch. Aber auch sonst schwand im Hause Gebbert allmählich alle Fröhlichkeit.

Bei Tisch wurde jetzt sehr wenig gesprochen, jedes ging am liebsten seine eigenen Wege.

Otto schritt jeden Vormittag mit der Kleinen hinaus in den Wald und kam regelmäßig erst zum Mittagessen wieder.

Rudi brachte sehr viel Zeit in seinem Zimmer zu, das über dem kleinen Garten lag. Er las viel Bücher und war darin wenig wählerisch, wenn er nur die Zeit herumbrachte und das war der Hauptzweck.

Oft saß er auch stundenlang am offenen Fenster und sah hinaus, ohne seine Aufmerksamkeit

feit weder innerlich noch äußerlich auf irgend etwas Bestimmtes zu lenken.

Da war er auch einmal ungewollter Zeuge eines Vorganges, der ihm sehr nahe ging.

Es war am Vormittag. Sein Bruder war mit der Kleinen weg wie gewöhnlich, und der Vater war im Städtchen. Da kam die Frau Maurer aus dem nächsten Dorf und brachte die Milch wie schon seit Jahr und Tag. Es war Mittwoch, und sie erhielt gewöhnlich an diesem Tage ihr Geld. Frau Gebbert kam heraus und

„Nein, ich tue nicht, ich weiß schon, wer ihr feid, nein, nein, und seht, wenn ihr Gemüse oder so etwas brauchen könnt, wir verkaufen das sonst nicht, ich will Euch das nächste Mal etwas davon mitbringen.“

„Aber das kann ich doch nicht.“

„Liebe Frau Gebbert, nehmts und denkt nicht daran. Ich habe so viel, daß ich etwas abgeben kann, es kommen wieder bessere Zeiten.“

„Ich weiß es nicht,“ meinte traurig die Frau Gebbert, „es will gar nicht aufhören, es ist alles so teuer.“

„Wißt ihr was, Frau Gebbert, gebt mir Eure kleine für ein paar Wochen.“

Frau Gebbert fuhr mit der Hand an die Stirn. Dann sagte sie langsam: „Ich weiß — nicht.“

„Doch, doch, das müßt ihr, es sind jetzt die Äpfel und die Birnen bald reif, gebt sie mir.“

Die Frau schwieg.

Die andere sah, daß sie eine ernste Zeile angeklungen hatte. Sie wollte nicht drängen.

„Überlegt Euch das, das müßt ihr, es ist gut haben, ich muß weiter.“

Sie ging. Frau Gebbert stand am Gartentürchen und sah der Frau nach, dann schüttelte sie langsam mit dem Kopf und ging mit

schweren, müden Schritten langsam zu der kleinen Bank, die da stand und ließ sich nieder-sinken. Sie sah sehr matt und blaß aus, und ein tiefer, innerer Schmerz malte sich auf ihrem Gesicht. Plötzlich rollte ein heller Tropfen über das traurige Antlitz. Sie nahm ein Taschentuch heraus und saß lange und weinte. . . .

Erst als dann draußen, von der Straße, der Lärm von Kindern zu hören war, stand sie rasch auf, trocknete ihr Gesicht ab und ging in die Wohnung.

Rudi stand verborgen, hatte alles gesehen und gehört und blieb noch lange stehen, als die Frau schon fort war und schaute da hinunter,



Corfu: Pontikonisi und Mausinsel

rief die Frau in den Garten, dann holte sie ein Paket hervor.

Sie bat die Frau, doch dieses Paket zu nehmen, es enthalte etwas Wäsche von ihr, sie hätte mit dem besten Willen auf heute das Geld für die Milch nicht zusammen gebracht.“

„Das macht nichts, Frau Gebbert, das macht gar nichts, ob ich heut das Geld habe. Ich habe ja auch nicht viel, aber das geht schon.“

„Aber Frau Maurer, ich kann Euch gar nicht versprechen, daß ich es Euch das nächste Mal geben kann.“

„Verspricht es nicht, Frau, lieber nicht.“

„Aber nehmt doch, ich löse es ja wieder ein.“

wo sie gefessen hatte. Zu diesem Augenblick war ein Entschluß in ihm gereift. Er hatte sich etwas ausgedenkt, das mußte getan werden — heute noch.

Er ging froh hinunter, fröhlicher als sonst in der letzten Zeit, kam zum Mittagessen und ließ nicht im geringsten etwas davon merken, was er heute gesehen hatte. Am Abend traf Rudi seine Elfe wie sonst.

Er war etwas bedrückt und Elfe meinte, „er sei wohl heute nicht gut aufgelegt.“

„Ich muß ein ernstes Wort mit Dir reden.“

„Und nun?“

„Du darfst mir nicht böse sein.“

„Was willst Du, Rudi?“

„Elfe, Du weißt ja, wie es jetzt geht, ich — er hielt inne, es lag ihm so schlecht, viel Worte zu machen. „Elfe, ich bin ein schlechter Redner, wir kennen uns ja. Ich möchte jemand Geld geben, der mir sehr wert ist, und ich habe keine, da dachte ich, Du gibst mir vielleicht das Goldherzchen zurück. Ich versetze es so lange, später bekommst Du's wieder.“

Das Mädchen antwortete nicht gleich.

Dann sagte sie aber rasch:

„Ja, ja . . . aber ich hab's jetzt nicht hier.“

Er erfaßte ihre Hand. „Siehst Du, Elfe, das ist lieb von Dir.“

Sie zog die Hand zurück, und das war eigentlich sehr seltsam. Seltsam war auch ihr Gesichtsausdruck. Er ersah fast, als er sie ansah. Es wurde nicht mehr viel gesprochen zwischen den beiden, und als Rudi wegging, da war er ganz still und traurig.

In den folgenden Tagen brachte die Tante, wie Lenchen sie nannte, aus dem Dorf jeden Tag etwas Obst und auch manchmal etwas Gemüße mit. Otto Gebbert wußte nicht, woher das kam. Er war etwas unzugänglich geworden in der letzten Zeit, das Nichtarbeiten bekam ihm schlecht. Das muß man lernen, gerade wie das Arbeiten. Dann kamen dazu auch noch Sorgen um die Familie zu Hause, denn er wußte wohl, daß es knapp war, obwohl er nicht alles wußte.

Die Tante vom Lande machte sich besonders bei Klein-Lenchen beliebt mit ihren Geschenken, und als einmal die Mutter fragte, ob es mitgehen würde, so war es dem Gedanken durchaus nicht unzugänglich.

Frau Gebbert und ihr Mann hatten bald nachher eine lange, ernste Unterredung und eines Tages, als am Morgen die Tante kam, da war ein kleines Kofferchen gepackt, das so lange unbenutzt auf dem Boden gelegen hatte, und der Vater und Klein-Lenchen gingen mit der Tante weg. Die Mutter machte den Abschied sehr kurz. Sie lächelte traurig als das Kind zum Haus hinaustrat, sie küßte es und sagte ihm, daß es aber sehr, sehr brav sein müsse, dann ging sie schnell ins Haus hinein.

Der Vater ging weit mit, und öfter sagte die Frau Maurer zu ihm, er solle gehen, sie könne das Kofferchen schon tragen, das wäre besser.

Draußen auf freiem Felde, wo rechts und links an der Straße große alte Birkenbäume standen, da sagte der Vater dem Kinde adio. Er konnte es ja jeden Tag wieder holen, das wußte er, und doch tat ihm das weh.

Er blieb stehen, und die beiden gingen davon. Die Frau schritt ziemlich rasch, an ihrer Hand die Kleine, die still nachtrottete. Sie weinte nicht, aber sie hatte ein so eigentümliches Gesichtchen, sie hatte so merkwürdig „Adio, Papa,“ gesagt.

Er stand noch lange, lange. Erst in größerer Entfernung drehte sich das Kind nach dem Vater und winkte. Die harte Arbeit macht die Hände hart, aber nicht die Herzen, und darum wandte der Mann jetzt sich schnell um und ging seiner stillen Wohnung zu. —

Drei Tage hielt es der Vater aus, drei lange Tage. Neben dem Tisch in der Küche

stand ein kleines Stühlchen, das war leer. In der Ecke bei dem Ofen stand ein Wagen mit zwei Rädern, der sonst jeden Tag in Bewegung war. Jetzt stand er so traurig da. Draußen im Garten war ein kleiner Sandhaufen, in dem steckte noch eine Schippe, die der Vater selbst gemacht hatte; die war bei Lenchens Wegzug vergessen worden.

Wohl brachte die Tante Maurer alle Tage Grüße von Lenchen, auch versicherte sie, daß Lenchen sich mit ihrer Tochter Luise, die allerdings etwa fünfzehn Jahre älter war, gut anfreundete. Das genügte aber dem Vater nicht.

Eines Mittags kam er nach Birkenweiler. Er kannte das Dorf von seiner Jugendzeit her. Es lag in einem anderen Tal; er wußte auch das Haus der Tante Maurer und ging gleich darauf zu. Vor dem Hause war niemand, die Leute waren auf dem Feld; aber drinnen mußte jemand sein.

Die Tür vorn war abgeschlossen.

Er ging hinter das Haus. Da hörte er im Garten Kindertrubel. Er ging langsam näher; ein seltsames Bild bot sich ihm.

Da saß ein kleines Mädchen in der Mitte einer kleinen Schar, die teilweise hockte, teilweise langgestreckt im Gras lag. Das Mädchen saß frischfröhlich mit untergeschlagenen Beinen im Gras, in der einen Hand ein solides Stück Brot, in der anderen eine Birne.

Sie aß und erzählte. Erzählte von der großen Maschine in der Fabrik, von den vielen Leuten, von der Eisenbahn und noch viel dergleichen. Unmittelbar ihr zu Füßen lag ein kleiner Junge langgestreckt, die dicken Backen auf die Fäuste gestemmt, der ganz besonders für Lenchens Erzählung begeistert schien.

Das war ein Wiedersehen, wie es sich der Vater nicht hatte denken können. Er stand nicht lange verborgen, er trat vor und Klein-Lenchen sprang auf, als sie ihn sah.

„Ach, der Papa, der Papa!“

Jetzt machte der Papa hoppa, warf das Kind hoch und fing es wieder auf, dann küßte er es und freute sich unbändig über die Kleine.

Da zog ihn auf einmal etwas heftig am Hosenbein. Er sah hinunter: der kleine Junge war's; mit zornigerötetem Gesicht sah er zu ihm auf und hieb mit der Hand auf ihn ein.

„Du sollst nicht so lieb haben, ist doch meine Brant!“

Vater Gebbert ließ seine Tochter hintergleiten und sah sich den Bräutigam näher an. Ein kleiner, kerniger Wicht, nur mit Hose und Hemd bekleidet, mit nackten Armen und Beinen. In einer Schürze zog er einen großen alten Schuh hinter sich her, in dem friedlich eingebettet Lumpen und Lappen und zwei Holzstückchen lagen, wie sie in Kinderbaukästen zu finden sind.

Vater Gebbert lachte aus voller Brust, als er das Kerlchen neben sich sah. Der erfaßte Lenchens Hand und wollte sie vom Vater wegziehen.

„Du sollst doch zu den Kindern gehen,“ wandte er sich voll Entrüstung an seine Brant. Die Kinder waren die Hölzchen im Schuh.

Noch freute sich der Mann der komischen Situation, in der sich Schwiegervater und Bräutigam gegenüber standen, da kam ein großes, schön gewachsenes Banermmädchen quer über den Rasen. Als sie aber den Mann sah, da blieb sie pföblich stehen. Sie schien in Verlegenheit und auch Gebbert war die Situation nicht gerade angenehm. Da half Lenchen. So wie sie das Mädchen erblickte, ging sie hin, sagte es an der Schürze und zerrte sie nach dem Vater.

„Kommt, Mama, Papa ist da!“

Eigentlich genügte das jetzt für Vater Gebbert. Im Verlaufe von zwei Minuten hatte er Lenchens Bräutigam, Lenchens Kinder und Lenchens derzeitige Mama kennen gelernt. —

Das war so viel, daß er zunächst alles klar machen mußte, jedenfalls die neue Mama inter-

effierte ihn jetzt am meisten, und er sagte sich, daß seine Tochter keinen schlechten Geschmack habe.

Als der Vater abends nach Hause kam, da konnte er seiner Frau berichten, „unsere Tochter ist verlobt, sie hat zwei Kinder, und eine neue Mama hat sie auch.“ Nebenfalls war man jetzt nicht mehr um die Kleine besorgt, und damit war es etwas heiterer geworden im Hause.

Aber es geschah bald noch etwas anderes. Streif und Aussperrung wurden durch einen Vergleich beendet. Lohnerhöhung war das Resultat. Gebbert und andere, die den Kampf so bitter ernst empfunden hatten, waren nicht damit zufrieden. Als er aber in der nächsten Arbeiterversammlung bemerkte, welcher solider, kompakter Geist jetzt unter allen Arbeitsgenossen herrschte, da sagte er sich, der Streif ist nicht unsonst gewesen. Und er freute sich dann doch auf die Arbeit unter den neuen Verhältnissen.

Unter diesen Umständen sollte auch Lenchen wieder zurückgeholt werden. Frau Gebbert und Rudi — Otto hatte eine Sitzung an dem Tag — machten sich am frühen Morgen auf, obwohl es nach Birkenweiler nur zwei Stunden zu gehen war. Sie kamen am späten Abend wieder; aber nicht Frau Gebbert, Lenchen und Rudi, sondern nur letzterer und Lenchens neue Mama.

Dem erstaunten Ehemann sagte man zur Erklärung, daß Frau Maurer sie so lange in Gefangenschaft behalten werde, bis sie sich vollständig erholt habe und auf dem Posten sei. Diese Auswechslung der weiblichen Hilfskräfte schien besonders Rudi nicht ganz uninteressant. Er half auf einmal in der Küche und hatte alles mögliche und unmögliche zu besorgen, zu fragen und zu erzählen.

Otto Gebbert achtete weniger darauf, er hatte in der Gewerkschaft kaum für seine freien Stunden. Es wurde da anders jekt. Man schloß sich enger zusammen, man hatte viel zu beraten, denn man bereitete sich in Wirklichkeit in aller Stille für einen neuen Kampf vor, und auf diesen neuen Kampf freute sich Otto Gebbert, denn der letzte hatte Kräfte geweckt, und wenn auch die Mittel knapp waren, so war die Stimmung nun so solider.

Die Freude dieses neuen Kampfes sollte aber Otto Gebbert nicht beschieden sein. Der Reinstudenten Tag wurde von der Fabrikleitung eingeführt. An einem Sonnabend wurde es verkündet. Das ganze Städtchen atmete auf, denn nun erst war der Friede gesichert.

Otto Gebbert fand nicht genug Widerhall für seine tiefe, innere Freude, er mußte das am gleichen Tage seiner Frau mitteilen und ging noch am selben Abend nach Birkenweiler.

Es war ein schöner klarer Abend. Der Mond hing über den dunklen Tannewäldern, und in dem kleinen Tal, wo das Dorf lag, war es still und heimlich, als Otto Gebbert am Waldekrande stand.

Er blieb lange dort stehen und überdachte die letzten Monate. Er lehnte den Kopf an eine Tanne und sah lange auf die dunklen Matten zu seinen Füßen. Blösig richtete er sich auf, stolz und stark wie er war und schritt auf das Häuschen zu, wo ein kleines Licht brannte, das die vier Menschen spärlich beleuchtete, die darum saßen. Aber es war genug, zu zeigen, daß die vier Menschen glücklich waren. —

In derselben Stunde gingen daheim im Städtchen zwei Hand in Hand durchs Gartenpförtchen. Sie gingen Hand in Hand die Straße entlang, die vor die Stadt hinausführte. Sie kamen an einem Haus vorbei. Dort saßen Leute auf einer kleinen Bank, und von dort stand ein Mädchen auf, das Elfe Städler hieß, und ging schnell weg und hinauf in ein stilles Zimmer.

Die beiden hatten das nicht gesehen, sie waren ja so glücklich, so tiefinnerlich glücklich, daß sie nicht nach der Seite und nicht rückwärts sahen, nur ganz geradeaus, mit fröhlicher Zuversicht in das Leben, das sie vor sich hatten. —

Geographische Länge und Breite.

Von J. Wiese.

(Schluß.)

Wie aber geschieht die geographische Ortsbestimmung auf Reisen, wenn man die geographische Länge und Breite eines Ortes nicht kennt? Auch hierfür hat die Wissenschaft Mittel an die Hand gegeben. Am allgemeinen läßt sich die geographische Lage eines Ortes auf der Erdoberfläche, seine Länge und Breite ohne Hülfsnahme astronomischer Beobachtungen nicht finden. Der Seefahrer, der Reisende muß, wenn er genau wissen will, wo er sich befindet, stets den Himmel zu Hülfe ziehen, und ebenso beruhen in kultivierten Ländern die zahlreichen in Karten und Verzeichnissen niedergelegten Daten schließlich immer auf astronomischen Messungen. Das Problem der geographischen Ortsbestimmung ist demnach ein wesentlich astronomisches; und es mag bei seiner großen praktischen Bedeutung und den einfachen Beziehungen zu rein astronomischen Ortsbestimmungen hier in aller Kürze dargestellt werden.

Da die schon erwähnten Kreise im System des Äquators aus der täglichen Bewegung der Erde um ihre Axe hergeleitet und Himmelspole und Himmelsäquator einfache Uebersetzungen derselben Größen auf die Erde sind, so entspricht der Declination eines Gestirnes die geographische Breite eines Ortes auf der Erde, der der Rectascension die geographische Länge, letztere von einem ersten, an sich willkürlichen Meridian gezählt. Die Erde wird dabei als Kugel betrachtet im Centrum der unendlichen Himmelskugel; der Himmelsäquator ist die Verlängerung des Erdäquators, die Himmelspole sind die Projektionen der Erdpole auf der Sphäre vom Mittelpunkt der Erde aus.

Steht nun ein Beobachter auf dem Äquator, so fällt sein Zenitpunkt in den Himmelsäquator oder hat 0 Grad Declination, und Nord- und Südpol des Himmels liegen im Horizont; die Drehung der Erde um ihre Achse wird hieran nichts ändern und der Zenitpunkt stetig den ganzen Himmelsäquator (also den Declinationskreis 0 Grad) bei unberrücktem Nord- und Südpol zu durchlaufen scheinen. Entfernt sich der Beobachter vom Äquator, so wird sein Zenit allmählich in andere Declinationskreise fallen, da die Richtung Zenit-Beobachter-Nadir stets durch den Erdmittelpunkt geht (strenger, in der Richtung der Schwere liegt), bis er, an einem der Erdpole angelangt, einen der Himmelspole im Zenit haben würde; der andere Pol sinkt unter den Horizont, sowie der Beobachter sich vom Äquator entfernt. In 50 Grad nördlicher Breite z. B. würde der Zenit durch den Declinationskreis von 50 Grad gehen und ebenso groß die Höhe des Poles über dem Horizonte sein. Allgemein also wird die geographische Breite eines Ortes gleich der Declination vom Zenit des Beobachters und auch gleich der Höhe des Poles über dem Horizonte sein. Man sagt daher statt geographischer Breite auch häufig und kürzer: Polhöhe.

Schwieriger, weniger einfach und weniger rasch als die Breite oder Polhöhe ist die Länge eines Ortes zu bestimmen. Schon die Tatsache, daß die verschiedenen Völker, wie bereits bemerkt, nach einem anderen Meridian rechnen, macht die Sache weniger einfach. Doch lassen wir diesen Umstand für unsere Betrachtung beiseite, so ist die Aufgabe, den Längendifferenz, die Längendifferenz zweier Orte zu bestimmen, sehr einfach; man beobachtet ein an beiden Orten zu genau demselben absoluten Zeitpunkt stattfindendes Phänomen, und der Unterschied der bei den beobachteten Zeiten (in Bogen ausgedrückt) gibt die Längendifferenz.

In Wirklichkeit verhält sich aber die Sache nicht so einfach. Zunächst muß immer die Orts-

zeit, also die Korrektion der Uhr, nach der man beobachtet, genau bekannt sein, was sich zwar auf Sternwarten, nicht immer aber auf Reisen hinreichend scharf erreichen läßt. Dann aber gibt es nur wenige Erscheinungen am Himmel, die für alle Erdorte zu genau demselben Zeitpunkt eintreten. Sie lassen sich, wenn sie vorkommen, entweder nicht genau genug beobachten (Jupitertrabanten-Erscheinungen, totale Mondfinsternisse), oder sie treten unvermittelt und in einem beschränkten Raume ein und entziehen sich deshalb in der Regel gleichzeitigen Beobachtungen (Sternschnuppen usw.). Bei verhältnismäßig nahegelegenen Orten (bis zu 100 Kilometer etwa) kann man sich zwar künstlicher Lichtsignale bedienen, und vor Erfindung des elektrischen Telegraphen hat man in der That diese Methode häufig angewandt, aber sie ist begreiflicherweise beschränkt und, will man weiterliegende Orte verbinden, durch die erforderlichen Zwischenstationen sehr umständlich. Man muß daher in der Regel zu Himmelserscheinungen bekannter, rasch bewegter Körper seine Zuflucht nehmen, in erster Linie zum Mond. Der Mond legt unter den Sternen im Laufe von 24 Stunden etwa 13 Grad, in einer Stunde seinen eigenen Durchmesser zurück; mit einem gewöhnlichen Sextanten kann man den Ort bis auf etwa 15-20 Bogensekunden genau bestimmen und wird dementsprechend die Zeit bis auf $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Minute sicher berechnen. In den astronomischen Ephemeriden, speziell im englischen „Nautical Almanac“, sind nun die Abstände des Mondes von der Sonne, den hellen Planeten und Fixsternen von drei zu drei Stunden und bezogen auf einen ersten Meridian (z. B. Greenwich) angegeben. Mißt man also an einem Orte den Abstand des Mondes von irgend einem dieser Körper, so kann man aus der Ephemeride leicht die Zeit des ersten Meridians finden, welcher diese Distanz entspricht; der Unterschied beider Zeiten ist dann gleich der Längendifferenz. Ganz so einfach stellt sich nun in der Wirklichkeit die Rechnung jedoch nicht; namentlich ist die genaue Ermittlung der Abstände etwas umständlich, da man, um genau zu verfahren, die Refraktion und die wegen der Nähe des Mondes meist beträchtliche Parallaxe in Rechnung ziehen muß.

Zehr häufig benutzt man Sternbedeckungen, die sich sehr scharf beobachten lassen, zur Bestimmung von Längendifferenzen; dann wohl auch Sonnenfinsternisse und die Erscheinungen der Jupitertrabanten (Ein- und Austritte der Trabanten in und aus dem Schatten); letztere ergeben die Längendifferenzen sofort, da sie, wie die Mondfinsternisse, für alle Erdorte gleichzeitig stattfinden, lassen sich indessen nur sehr ungenau beobachten. Alle diese Erscheinungen sowie die Entfernungen des Mondes von Fixsternen und Planeten finden sich in den astronomischen und nautischen Ephemeriden, auf einen ersten Meridian (gewöhnlich den von Greenwich) bezogen.

Seit dem Jahre 1845 haben wir in dem elektrischen Telegraphen ein ausgezeichnetes Mittel zur Bestimmung der Längendifferenz zwischen zwei Orten und können der tragbaren Sekundenuhren, der Chronometer, wenigstens auf der Erde selbst entbehren. Wenn eine wichtige Längenbestimmung an einem Orte ausgeführt werden soll, so stellen die Behörden einen die beiden Sternwarten verbindenden Draht während mehrerer Stunden der Nacht den Astronomen zur Verfügung. Die Verbindungen sind so eingerichtet, daß die elektrischen Kontakte der einen Normaluhr den Sekundenstift des Chronographen am anderen Beobachtungsorte in Bewegung setzen, während der zweite Chronographenstift von der dortigen Uhr bewegt wird. Die Unterschiede der Sekundenpunkte geben dann unmittelbar den Unterschied der Uhrstände beider Normaluhren. Durch genaueste Beobachtungen anderer Art macht man sich von den Fehlern

des Chronographen und von der Zeit, die der elektrische Strom gebraucht, um von dem einen Orte zu dem anderen zu gelangen, sowie von dem Einfluß der „persönlichen Gleichung unabhängig“.

Wie aber erfolgen die Ortsbestimmungen auf See? Diese Frage ist nicht nur bedeutungsvoll für den Kurs des Schiffes, sondern auch etwas schwieriger zu lösen, weil die Beobachtungsverhältnisse auf dem in Bewegung sich befindenden, seinen Standort ändernden und schwankenden Schiff schwieriger sind als auf dem Lande. Der Schiffer bedient sich neben dem Log, das ihm die Fahrgeschwindigkeit des Schiffes angibt, besonders des Sextanten und des Chronometers. Mit ihnen bestimmt er jeden Punkt der Erdoberfläche nach Länge und Breite. Zur geographischen Breite gelangt der Schiffer unter anderem durch Beobachtung des Polarsterns, der genau im Nordpol des Himmelsgewölbes steht. Der Bogen zwischen dem Stern und dem Horizont - die „Höhe“ des Sterns - beträgt auf dem 90. Breitengrade genau 90 Grad. Würden die von den Gestirnen kommenden Lichtstrahlen auf ihrem Wege durch die Luft nicht gebrochen, so müßte man unter dem Äquator den Polarstern im Horizont sehen. Bei 0 Grad Breite ist also die Höhe dieses Sterns 0 Grad, bei 10 Grad Nordbreite 10 Grad, bei 20 Grad Nordbreite 20 Grad mm. Durch die Höhe des Polarsterns ist also die geographische Breite eines Ortes der nördlichen Hemisphäre genau festzustellen.

Außer den Sternhöhen wird auch die Sonnenhöhe mit dem Sextanten gemessen und gerade das letztere geschieht am häufigsten. Wohl zur Bestimmung der Breite, wie auch der Länge. Die Sonne läuft am 21. März und 23. September genau im Äquator, steht hier also mittags, wenn sie ihren höchsten Stand erreicht hat, im Scheitelpunkt des Beobachters. Aus allem, was wir über die Beobachtung des Polarsterns wissen, ergibt sich, daß die Sonne zu der genannten Zeit im Äquator eine Höhe von 90 Grad hat. Aus dieser Größe erhält man die Breite - 0 Grad - offenbar, wenn man jene von 90 Grad abzieht, denn 90 Grad - 90 Grad ist 0 Grad. Ähnlich würde man die Breite auf den Polen bestimmen, wo an den vorausgesetzten Tagen die Sonnenhöhe gleich 0 Grad ist, ähnlich auf jedem anderen Breitengrade. Wohlverstanden gilt das nur am 21. März und 23. September.

Es bleibt jetzt nur noch die Länge zu bestimmen, und auch dabei muß vor allem die Sonne helfen. Läuft sie doch nach vollstündlichem Ausbruch an jedem Tage um die Erde und legt deren 360 Längengrade in 24 Stunden zurück. Daraus ergibt sich, daß sie, um einen Längengrad weiter nach Westen zu kommen, den 360. Teil von 24 Stunden, also 4 Minuten, braucht, oder daß sie 1 Grad westlich von Greenwich 4 Minuten, 2 Grad westlich von Greenwich zweimal 4 - 8 Minuten später als in Greenwich ihren höchsten Stand erreicht. Steht sie z. B. auf dem 47. Grad westlicher Länge am höchsten, ist es dort also Mittag, so war es schon vor 47 mal 4 Minuten oder 3 Stunden acht Minuten in Greenwich Mittag; die Uhren dieses Ortes zeigen bereits 3 Uhr 8 Minuten nachmittags.

Dieser Umstand wird zur Bestimmung der Länge verwendet. Wann es Mittag ist, erfährt der Seemann beim Messen der größten Sonnenhöhe; denn sobald diese erreicht ist, muß die Uhr zwölf sein. Was es dann in Greenwich an der Zeit ist, sagt ihm der Chronometer, eine äußerst genau gehende Uhr, die, um Störungen im Gange zu verhüten, sehr vorsichtig behandelt und aufbewahrt werden muß. Der Schiffer braucht also nur den Unterschied zwischen Orts- und Greenwichzeit in Minuten zu verwandeln und die Minutenzahl durch vier zu dividieren. Das Ergebnis dieser Rechnung ist die Länge.

So ist durch Länge und Breite der Schiffsort genau bestimmt. Mag ein Fahrzeug auch weit von seinem Starke verschlagen werden, sein Führer findet dennoch den Weg über den Ocean. Er läßt das Schiff zunächst vielleicht beiredreht liegen, um nicht ins Augenwille hineinzulaufen. Sobald aber das Wetter eine Beobachtung gestattet, wird er die „Sonne nehmen“ und daraus Länge und Breite berechnen. Hat er aber auf der Starke nach Länge und Breite den „Schiffsort abgeleßt“, dann findet er, wie vorstehend gezeigt worden ist, auch weiter. Sogar wenn der Chronometer stehen bleibt und somit die Greenwichzeit unbekannt ist, weiß der Schiffer sich zu helfen und aus dem Bogen zwischen Mond und Sonne oder anderen Fixsternen — aus „Mond-distanzen“ — oder aus den Verfinsterungen der Jupitermonde die Länge zu berechnen. Mag er noch so heimgefuht werden, er findet seinen Weg, solange Sextant, Kompaß und Log ihm bleiben. —



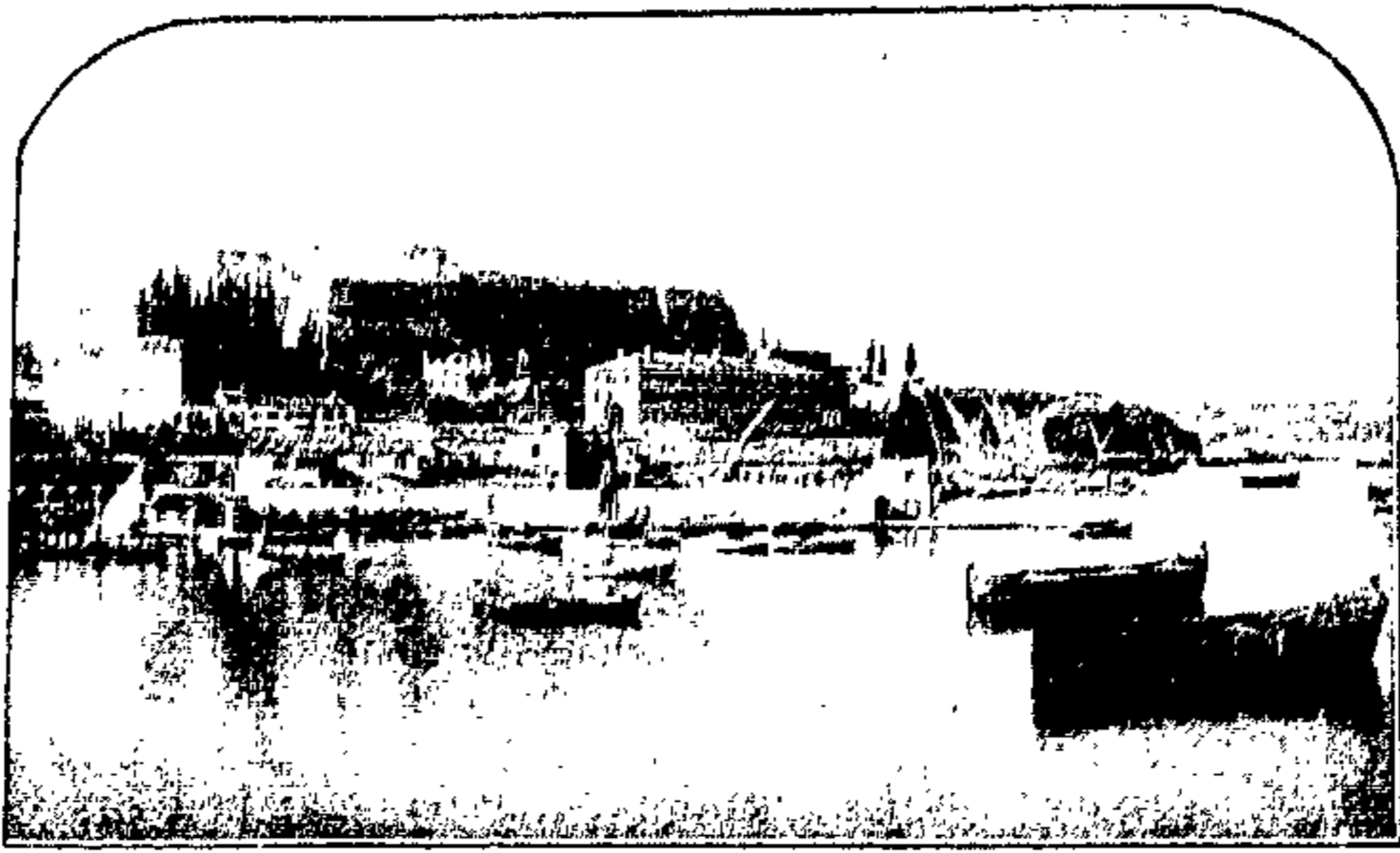
Unter griechischer Sonne.

Von Ludwig Leifen.

Die kleine Barke hat an der Mole der Stadt Korfu angelegt. Draußen, auf hoher See, liegt das Dampferungetüm, das uns über das Meer getragen. Es hat Gesellschaft. Eine ganze Anzahl qualmender Kolosse ankert mit ihm in Reih und Glied. Ein grünes Inselchen breitet sich gegen Nordosten. Das ist Vido. Dahinter tauchen aus dem blauen Nebel der Ferne die zackigen Kluppen des epirischen Festlandes.

Uns im Rücken summt die Stadt. Tröblich schaut die Zitadelle auf uns hernieder. Wir wenden den Fuß Landeinwärts. Die Zoll- und Passformalitäten sind rasch erledigt. Mehr Mühe macht es schon, sich der schreienden Lohndiener, der peitschenknallenden Kutschler, der in einem Duzend Sprachen radebrechenden Drago-man, der Barkeführer und Gieftreiber zu erwehren.

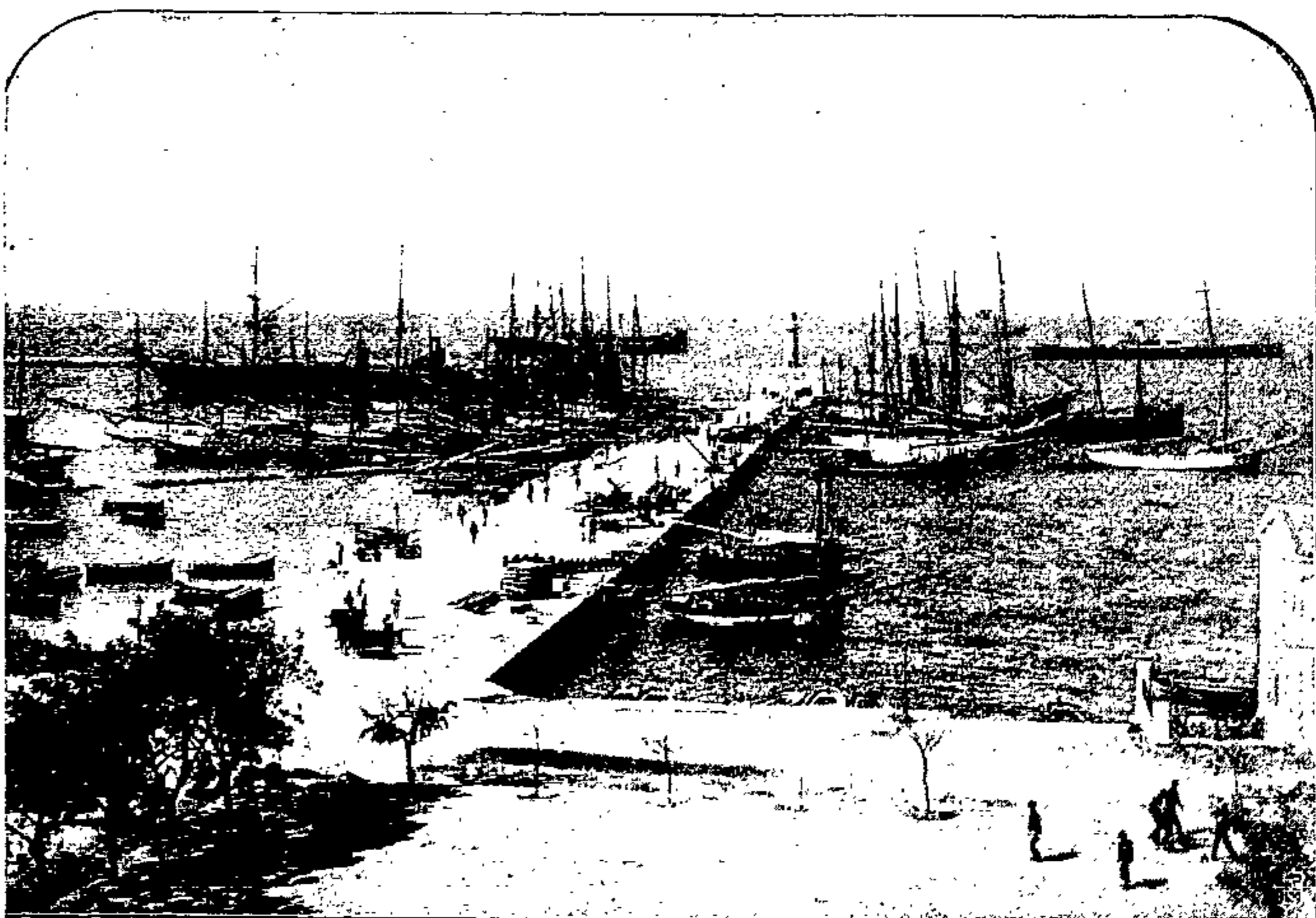
Gleich am Hafen, an der Außenseite eines Dorez, haben sie eine Art Markthalle erbaut. Dort leuchten in der brennenden Griechen-sonne die rostgelben Früchte des Feigenkaktus. Der Rubin-glanz der Tomaten wetterfirt mit dem zarten Blafrot der Melonen-scheiben. Dunkelblau, honiggelb und mittgrün lachen Trauben. Grüne Mandeln liegen, zu kleinen Bergen gehäuft, da; der gelb, rot und rotblau gesprenkelte Saft der Pfirsiche lockt und die goldseidene Haut einer riesigen Pflaumenart hebt gut den Kontrast jattgrüner Salatpflanzen, die fast jeder Verkäufer feilbietet. Und zwischen allen diesen Herrlichkeiten des Südens lacht und lärmt eine bunte Volksmenge, die sich hinüberschiebt zur Fischhalle, wo die wunderlichsten Meerbewohner auf die Käufer barren und uns der



Die Stadt Corfu.



Grieche.



Der Hafen von Patras.

Fischhändler den Riesenpolypen, mit dem er soeben, wie mit einem Schwamm, den Fisch gereinigt, lachend zum Kauf anbietet.

In enge, wenig angenehm duftende Straßen führt das Tor. Das kommt und geht, quert den Weg, drängt die langsam Eiferschlendernden, schiebt und wird selbst geschoben. Wie in einem Ameisenhaufen kriecht es durcheinander. Und alles spricht, lacht und lärmt. Ein Gieftreiber kommt mit langgezogenem Warnungsruß. Gesenkten Kopfes bahnt sich das Grantier seinen Weg durch die schmatzende Menge. Und eine Gasse wie die andere, — ohne viel Charakter, ohne Eigenart in der Anlage und in der Architektur der Häuser.

Nur eine Straße macht eine Ausnahme. Sie liegt nicht in der Stadt, sondern führt direkt vom Hafen aus nach der mit prächtigen, südländischen Bäumen und Sträuchern bepflanzten Spianata. Das ist die Sulle Mura, an der die Agentien der großen Schiffsgesellschaften liegen. Hier ist nur die eine Seite mit Häusern bebaut; die andere läßt den Wind frei aufs Meer. An der Punta San Nicolo biegt der Weg gen Süden ab, die alte Festung, hoch oben auf steilem, braunem Fels erbaut, bleibt links liegen. Die Häuser und Hotelpaläste des Borortes Kastades tauchen auf. Eine breite, gut in Stand gehaltene Straße zieht sich an der Bucht gleichen Namens entlang, deren Uferfelsen steil emporsteigen und deren Wasser unermüdet sich gegen die braunen Klippenböcke bräuden.

Südwärts leitet ein Pfad in hügel-gewelltes Land. Durch eine Halbinsel führt der Weg, die im Osten vom Meer, im Westen von der Bucht von Kalikopulo begrenzt wird. Kleine Häuschen lugen ins Land. Aus dunkelgrünen Gärten blinken ihre weißen Mauern, leuchten ihre roten Dächer. Wildes Myrtengestrüpp wuchert am Wege. Ein Hauch von Tuberosen würzt die Luft. Fremdartige Mohnblumen kränzen hinter bröckelnden Gartenmauern, und riesige Wolfsmilcharten haben die Steine alter Palastruinen gesprengt.

Der Garten der Villa Neale liegt am Wege. Das Eisengitter seiner Pforte ist nicht verschlossen. Wir treten ein. Alte, tiefgehaltene und durcheinandergeschlungene Delbäume säumen unseren Pfad. Seine braunglänzenden

Schoten senkt ein breitgeästeter Johannisbrotbaum über den Weg. Dunkelblau steht das Laub der Lorbeerbüsche. An den Traubenbäumen leuchten tiefrot die großen, reifen Früchte. Ein Rosenfeld trägt süße Düste herüber. Weißgelb blühen die Myrten. Der Oleander hat seine Blüten über ein altes, rissiges Mauerwerk gehängt. Tieldunkel starren ein paar Zypressen. Weiße, große Glocken hat ein Tulpenbaum auf sein braunes, blätterloses Geäst gesteckt. Der Mandelbaum ist mit einer Anzahl silbriger Blüten übertupft. Uralte Feigen tragen schwer an einer Ueberlast blaugrüner Früchte und ernste Pinien klettern einen Hügel hinauf, der schöne Aussicht bietet.

Wir haben den Garten der Villa Reale verlassen. Wieder wandern wir den alten Weg. Spärlicher stehen jetzt die Bäume zu seinen Seiten. Desto häufiger werden dafür die zahlreichen Ueberbleibsel aus altgriechischer und venezianischer Zeit, die als Steintrümmer den Boden bedecken. Immer hügelan führt der

Ein wunderbarer Blick tut sich auf. Eine stille Nacht liegt verträumt im Glanze der untergehenden Sonne. Die Höhen von Gasteri gürten ernst und dunkelgrün die gewundenen Merlinien. Durch einen schmalen Felsengang rollt das Meer seine schaumgekrönten Wogen in das stumpfe Lagunenwasser der Nacht.

einen flammenden Nebel, der die Farben nicht verwischt, sondern ihre Gegensätze nur noch schärfer einander gegenüberstellt. Die Mansinzel heißt die eine dieser Inseln; Vontikonissi, die Arnold Böcklin zu seinem Gemälde „Die Toteninsel“ angeregt haben soll, die andere. Es ist alles Phäakenland, auf dem



Hans Holbein: Bildnis des Georg Giese.

Pfad. Delbäumhaine dehnen sich zu seiner Rechten und zu seiner Linken. Dann schweift der Blick über die Kronen der Bäume hinfort. Ein Wasserspiegel glitzert auf: eine träge, mattgrüne Flut, die dunkle Wälder umrahmt, hinter denen wunderbar geformte Bergzacken sich recken. Dann schwinden sie wieder dem Auge. Abwärts in leichter Windung führt der Weg.

Und dort, wo Meer und Nacht ihre Wasser vermischen, träumen zwei Inselchen, wie sie schöner und eigenartiger sich kaum finden lassen: graues Felsgeröll steigt aus tiefblauer Flut. Das schwarzgrüne Laub der Zypressen umbuscht das helle Gestein. Silberig tanzt der Gischt der Brandung um die stumpflichten Klippen. Und das Gold der südlichen Sonne hilft diese Kontraste von Grau und Grün und Blau in

wir stehen. Hier herrschte, wie uns die Odyssee erzählt, Uleinos, der den Odysseus am Ende seiner Irrfahrten heimkehren ließ nach seinem Vaterlande Ithaka.

Nun da die Sonne sinkt, geht es wieder in die Stadt zurück. Es ist derselbe Pfad. Durch die Dämmerung der Delbäumhaine huschen jetzt die Schatten der nahenden Nacht. Stumpf sind die Farben geworden. Ein Perlmutter-

glanz leuchtet vom Himmel. Die Felszacken der Berge sind in violette Tinten getaucht. Das glüht und leuchtet in tausend Nuancen vom kalten Schwefelgelb bis zu dem eigenartigen Blaurot eines tiefen Stahlglanzes. Scharf umrissen steht alles in dieser Stimmung da: die Berggipfel, die Baumkronen, die Dächer der Häuser.

Eine Ständerschar kommt des Weges. Ihre schwarzen Augen lachen und leuchten. Ihre roten Lippen singen ein fremdartiges, langgezogenes Lied mit wehmütig ausklingendem Refrain. Sie tragen große weiße Blumen in den braunen Händen. Schüchtern-lächelnd bieten sie uns davon an. Ein starker Duft entströmt den nun im Dunkel des Spätabends wie Silber aufblinkenden Felsen. Schon leuchten die Lichter der Stadt herüber. Schwarz hebt sich die alte Zitadelle von dem nur um einige Töne helleren Himmel ab. Und während die Farben mehr und mehr schwinden und blassen, hebt rings ein endloses Grillenzirpen an und ein starkes Düften haucht um uns her von den Myrten und Rosen, dem wilden Salbei, den Oleandern, Orangen- und Mandelbäumen am Wege.

Die Barke hat uns wieder auf das Dampferungefühl zurückgebracht. Dort ist jetzt eine lärmende Gesellschaft beisammen, schwarzäugige Corfioten und schwarzhaarige Süditaliener, die nach Morea hinüber wollen. Aus großen, strohumslochlenen Flaschen trinken sie schwarzen Wein. Strohumslochlen ist auch die kleine Flasche, in der der hellgrüne Mastixschnaps gluckst, der so widerlich-süßlich riecht und so angenehm-feurig brennt, wenn er durch die Mehle rollt. Miesige flachrunde Weißbrote schmausen sie zu ihrem Wein. Mit den braunen, wenig appetitlichen Fingern reiben sie große Stücke dieses Brotes ab, reichen dem Nachbar davon oder schieben es selbst zwischen die weißen Zähne. Zukost ist ihnen eine Handvoll Feigen, eine Traube, eine Orange oder ein Stück jenes gelblichweißen, kräutergewürzten Ziegenkäses, den sie in großen, tiefgrünen Weinblättern aufzubewahren pflegen.

Das Schiff hat gedreht. Langsam, schwerfällig stampft es wieder ins Meer hinaus. Kleiner und kleiner werden die Häuser der Hafengassen. Die Einzelheiten schwinden, das Gesamtbild wächst. Immer mehr nordwärts rückt, während wir den Kurs nach Süden nehmen, die Insel Vido den Blicken. Eine Handvoll Häuser liegt die Stadt Corfu da, trotzig überragt von ihren beiden Festungen. Pontikonisi taucht auf. Der Seewind hat die dunklen Zypressen des grauen Eilands leicht landeinwärts gebeugt. Stumpfgrün träumen die seichten Wasser der Bucht von Kalikopulo. Von den Höhen Gasturis schaut aus dem Grün dunkler Gaine der weiße Marmorbau des Achilleion. Vom Lande her zittert ein Abkühlen über das Wasser. Weiße Häuser grüßen vom Ufer. Rotes Felsgestein fällt steil ins Meer. Dann flacht die Insel ab. Die malaria-durchweichten Sümpfe des Südgebietes heben sich graugrün, kaum noch sichtbar, vom Horizont. Nur der Pantokrator mit seinem breiten, rötlich schimmernden Rücken reckt sich hoch über Hügel und Sumpfland. Ein goldiger Glanz läßt seine charakteristischen Linien noch schärfer erscheinen und der tiefblaue Himmel, gegen den sein flimmerndes Rot gestellt ist, hebt alle seine Konturen bis in die feinsten Einzelheiten heraus.

*

In breitem, silbrigem Schaumstreifen furcht das Schiff die See. Die Fahrtrinne ist keine allzubreite. Das Verland von Epirus schiebt seine kahlen, gelbrötlichen Höhenzüge bis ans Meer hinaus. Zwei kleine Inseln schieben ihr sonnenbranntes Felsgestein aus der blauen Flut. Die größere heißt Paxo; sie ist be-

rühmt durch ihren prächtigen Wein, durch Oliven, Mandeln und Orangen, an denen sie überreich sein soll. Antipaxo wird die Nachbarinsel genannt; das Inselchen ist ein vulkanischer Fels; hier und da soll ihr Boden noch flüssigen Asphalt ausschweigen.

Ein leises Zittern und Schaukeln geht durch das Schiff. Weiße Schaumflocken tanzen auf dem Meer, das nun frei und offen und insellos vor uns liegt. Stundenlang stampft der Dampfer durch die Flut. Dann tauchen am südlichen Horizont die weißgelben Felsen der Insel Leukas auf. In einem kleinen Hafen legen wir an. Das ist Santa Maura, ein altes Venezianerfest mit einer braunen halbzerrfallenen Festung und mit einer lärmenden Volksmenge, die lachend und bettelnd am Hafen herumlungert.

Weiter geht die Fahrt. Um den ionischen Felsen herum, von dem sich die Griechendichterin Sappho ins Meer gestürzt hat, steuern wir durch den Kanal Biscardo, zwischen Ithaka, der Heimat des Odysseus, und Kephallini Argostoli zu, der Hauptstadt dieser Insel. Hier, wo einst der Tempel des Zeus Ninesios stand, donnern jetzt nur noch die Meermühlen, die vom Seewasser getrieben werden. Staun haben wir Argostoli verlassen, da tauchen auch schon die albanubewaldeten Höhen der wegen ihrer Schönheit weitberühmten Insel Zante auf. Wir aber lassen das alte Zakynthos rechts liegen, nehmen den Kurs nach Osten und steuern zwischen den alten Landschaften Akornanien und Elis dem Golf von Patras zu. Der verengert sich zusehends und türmt die Felsen seiner Ufer höher und höher, hinter denen weiß und tiefgefurcht der arkadische Erymanthos sich reckt.

*

Nächst Athen ist Patras die bedeutendste griechische Handelsstadt der Gegenwart. Der Ausbau der nordpeloponnesischen Bahn, die den Weg nach der hellenischen Hauptstadt um fast zwei Tagereisen abkürzt, hat das rasche Emporblihen der Zentrale des achaischen Landes wesentlich begünstigt. Der geräumige, gut ausgebaute Hafen hat die Stadt zu einem der bedeutendsten Stapelplätze des Mittelmeergebietes gemacht. Auch Fabrikschornsteine rauchen bereits und der Firnis der Großstadt fehlt diesem westgriechischen Parvenu mit seinen rund fünfzigtausend Einwohnern keineswegs. Von Charakter kann man freilich bei Patras nicht viel reden. Die Stadt könnte ebenso gut in Spanien, Südfrankreich oder in Italien liegen. Wäre nicht die herrliche Landschaft, müßte man das alte „Colonia Augusta Troe patrensis“ direkt un schön nennen. Sonnige, ungepflegte Straßen schieben sich in leichter Steigung hügelan. Ein paar Häuserblocksim Innern der Stadt haben hallenartige Vorbauten, in die die Kaffeehauswirte ihre Tische und Stühle geschoben haben. Die Verkaufsläden zeichnen sich durch eine fabelhafte Raumberschwendung aus, die darauf schließen läßt, daß die Mietzverhältnisse in Patras geradezu ideale sein müssen. Eselkarren holpern über das spitze Pflaster. Ein Reiter quert den Weg. Seine maukorbtragenden, braunbunten Ziegen mit den großen, hängenden Ohren treibt ein Hirt durch die Gassen. Alle hundert Schritt bleibt er vor einem der Häuser stehen und wartet, bis ein Milchkäufer mit einem Gefäße herauskommt. Dem wird dann Milch von einer bestimmten Ziege, deren Spezialkunde er ist, in seinen Topf gemolken. Der Hirt pfeift dem Tier, das kommt heran und bleibt ruhig stehen, bis das gewünschte Quantum im Gefäße ist.

Patras ist eine langweilige Stadt. Wäre nicht das Hasenschen und wären nicht die vielen kleinen Weinschenken in der nächsten Umgebung des Hafens, man wüßte nicht, wie man die Zeit

eines auch nur kurzen Aufenthaltes totschlagen sollte. In diesen Weinschenken geht es lustig und lebhaft zu. Auf langen Bänken sitzen sie einer neben dem anderen in modern-europäischer Tracht oder im griechischen Nationalanzug. Das Charakteristischste dieses Kosmos ist die Zustanella, ein vom Gürtel bis zum stnie reichender Leinwandstreifen, der in zahllose Falten gelegt, balletrocartig um die Hüften befestigt ist. Weiße Strümpfe oder bestickte Gamaschen hüllen das Bein. Die Füße tragen Schnabelschuhe mit großen dunklen Pompons. Ein buntes ausgesticktes Näckchen, in albanesischer Art, hüllt den Oberkörper, der bei schlechtem Wetter auch noch in einen braunen, capeartigen Ueberwurf oder in einen zottigen Ziegenfellmantel gehüllt wird. Als Kopfbedeckung dient der türkische Fez, der aber vielfach auch schon dem breitrandigen weißen Strohhut gewichen ist.

So sitzen sie, den Rosenkranz, der ihnen fast ausnahmslos ein unentbehrliches Spielzeug zu sein scheint, in den Händen, auf den Bänken der Schenke, lachen, schwätzen und trinken. Außer dem Mastika und dem schwarzen Kaffee, den sie „alyfo“, d. h. „süß“, oder „stetto“, d. h. „bitter“ bestellen, sprechen sie hauptsächlich ihrem eigenartigen, in wabbeligen Ziegenjantuchen aufbewahrtem Mezimatwein zu. Dessen Geschmack ist äußerst streng und bitter; das rührt von dem starken Zusatz an Harz her, mit dem man schon im Altertum den Wein verarbeitete. Dieser rezinierte Wein ist durchweg Weißwein. Der Rotwein ist unreziniert; doch ist er so dunkel und dickflüssig, daß er nur mit Wasser vermischt getrunken werden kann.

Geessen wird in diesen Kneipen nicht, vom Wirt gekauftes. Wer sich einen Zambri leisten will, bringt ihn mit oder erstekt das, wenn es ihn gelüstet, von den Händlern, die Lokum, eine weichliche Süßigkeit, Brot, Eier und am Most gebratenes Schafffleisch anbieten. Die Zigarette oder der Zichibuf, in dem der schwere dunkelgelbe griechische Tabak dampft, geht ihnen beim Trinken nicht aus. In einer Ecke spielten zwei unter lautem Schreien und heftigem Gestikulieren ein Brettspiel. Fremde sieht man nie in diesen Lokalen; die Volkssitte hält sie vom öffentlichen Leben und Treiben möglichst fern.

Draußen am Hafen, wo die Hoteliers und Kaffeehausbesitzer ihre Tische bis hart an die Quaimauer hinausgestellt haben, blüht das Handwerk der Stiefelpuger. Kleine Zwielen griechen sind es, schwarzäugige, braune Jungens, die hier mit drei oder vier Büchlein Schuhcreme, zwei Bürsten und einem Putzlappen ihr fliegendes Geschäft betreiben. Sie sind überall in den Gängen zwischen den Stuhlreihen und unter den Tischen. Unerpöblich fühlt der nichtsahnende Fremdling, der sich müde auf einem der Stühle niedergelassen hat, einen seiner Füße ergriffen und die Bekleidung desselben mit einer Bürste bearbeitet. Da histt kein Sträuben und kein Wehren, denn hat man den einen Putzstiel fluchend vom linken Fuß entfernt, so hat schon ein anderer grinsend den rechten unter seiner Bürste. . . . Wer aber den Schuhputzern entgeht, der läuft sicher einem der Hotelkommissionäre in die Hände, die die großen Etablissements in Corinth, Athen und Piräus bis hierher senden, um Gäste zu angeln, die gleich für eine ganze Reihe von Tagen Tickets angedreht bekommen, welche nicht nur eine Berechtigung für Logis, sondern gleich zum Essen und Trinken, zum Theaterbesuch, für Fremdenführer, Wagenfahrten, Dampferausflüge, Besichtigung von Sehenswürdigkeiten usw. berechtigen. Wer aus allen diesen Fahrnissen glücklich herauskommt und im Vollbesitz seiner persönlichen Freiheit die Fahrt in das Innere Griechenlands antritt, der kann für solchen Schutz der olympischen Götter gar nicht dankbar genug sein!

(Zählung folgt.)



Richtet nicht . . . !

Eine Großstadtsgemeinde in Versen von Fred M. Balte.

„Die Angeklagte hier ist überführt,
Ihr Kind, vor knapp zwei Monaten geboren,
Ertränkt zu haben, und dafür gebührt
. . . nach dem Gesetz die Strafe: Zuchthaus!
Jedoch in Anbetracht der Jugend dieser Angeklagten,
Sowie, daß ihr die Mittel bald versagten,
Da der Verführer sie sofort verlassen, —
Darf das Gericht die Strafe milder fassen.“ —

Drauf der Verteidiger: „Ein armes Kind,
Kaum achtzehn Jahre alt, und Waise,
Und angewiesen, selbst sich zu ernähren.
In Not und Armut aufgewachsen,
Doch tief im Herzen schlummert ein Begehren
Nach Glück, nach gold'nem Sonnenlicht.
Begeisterung hegend für das Schöne,
In Tun und Denken kurz und schlicht. — . . .
Und dann das wilde Großstadtleben,
Ein stetes Hasten, stetes Treiben,
So reich an Gold, und kann ihr doch nichts geben
Als nur Enttäuschungen, trotz aller Täusche . . .
Und dieses achtzehnjähr'ge Kind
In all dem Glanz, der auf sie wirkt mit Macht . . .
Ein Gegensatz, wie Tag und Nacht,
Zu ihrem frühern Leben auf dem Lande.
Hier steht sie ledig aller Bande,
Allein und frei, ihr eigener Herr.
Nicht wissend, was da wahr, was recht ist,
Ob all der Glanz, der Flimmer echt ist,
Nur immer einzig das Verlangen
Nach Licht, nach Liebe, und mit Wangen
Dem heißen Blick entgegenschauend,
Der aus des Mannes Augen flieht . . .
Da hielt sie's nicht vor lauter Sehnen . . .

So gab sie nach dem Liebeswerben,
Ein Sonnenstrahl fiel in ihr freudlos Leben.
Der Rausch war kurz . . .

Und als er nicht mehr kam,
Verschollen blieb, ihn Briefe nicht erreichten,
Da schwand aus ihrem frohen Herzen
Das Glück, und ihre Wangen bleichten
Vor Kummer, Sorge und vor bitt'rem Weh . . .
Dann — kam das Kind! —

Was soll ich noch viel unnütz sprechen.
Genug. Sie war ein Held und trug's mit Mut.
Sie hat um Arbeit hier und dort, jedoch
Wer nimmt ein Weib, das noch halb Kind
Und doch schon Mutter!
Mit Ekel stets zurückgewiesen,
Im Herzen Haß und Groll auf alle Welt,
Von jenen die sich als barmherzig priesen


Gab keiner ihr, der Armen, Geld,
Damit sie für ihr Kind hätt' Nahrung kaufen können. —

Da kam es über sie: soll denn das Kind verhungern,
Und, aufgewachsen, in den Straßen hungern,
Als vaterlos geächtet und gemieden,
Von aller Welt als „unrein“ ausgeschieden . . .
Um, groß geworden, völlig zu verderben
Im Strom der Großstadt!
Nein! — Dann lieber sterben . . .

Ein Wurf! — Der Wahnsinn spricht aus ihren Augen.
Ein jäher, dumpfer, tiefer Fall,
Ein Plätschern drunten im Kanal . . .
Das Weib sinkt hin.
Das Wasser gleitet —
Und während sie in Ohnmacht liegt,
Wird von dem Stromem mitgerissen
Der Liebe Hand, ihr Kind, ihr Glück. —

Es ist geschehn, nun soll man richten!
Doch wir? Wir warten unsrer Pflichten,
Vergessend, wie dies Mutterherz
Das hilflos Kindlein, es zu retten,
Zu schützen vor des Glends Schmerz,
Rein zu bewahren vor dem Schmutz der Gasse — —
Dem Todeschlummer übergab.
Und wie dies arme Herz, zerfleischt
Von all dem Kummer, dem erlebten,
Mit Händen, die vor Kälte bebten,
Zum Himmel für ihr Kindlein bat.
Wer so gelitten hat in Mutterliebe,
Soll nun gerichtet werden, wie gemeine Diebe
Man richtet?

Nein, nehmt sie auf, gebt ihr doch Frieden,
Bedenkt doch, ihres Lebens Glück:
Was war's? Ein flüchtiger Augenblick,
Ein kurzer Rausch, nichts ist geblieben
Von all dem Hoffen, all dem Lieben
Als nur das Kind . . . und das ist tot!
So helft ihr doch, gebt ihr doch Brot,
Ihr, die ihr euch oft Helfer nennt,
Und retten laufet, wenn es brennt
In eurer Nähe, doch wenn Flammen
Der Reue solch ein Herz verzehren,
Die „Sünderin“ erzürnt verdammen
Und noch Moral daraus wollt lehren.
Gebt ihr doch Arbeit, zu vergessen
Die trüben Stunden, die sie hat erlebt.
Ihr Sittenrichter, stolz und stark im Reichtum!
Doch, naht euch Not, wie ihr dann beb't!
Ihr Sittenrichter, herzlos, feig,
In Kälte, Glätte Steinen gleich,
Ihr, die ihr nie vom Leidenstelech geschlürft:
So richtet — wenn ihr richten dürft . . . !“



Unsere Bilder. Das „Bildnis des Georg Giese“ hat Hans Holbein 1532 gemalt. Es sieht so modern aus, daß man sich über die Jahreszahl wundert! So wahr blickt uns das Leben in diesem Bilde an, verstärkt durch die getreue Abbildung der Umgebung mit all dem Detail, wie es eine Arbeitsstube zeigt. In dieser Umgebung steht der Mann Georg Giese in voller Lebenswahrheit. Holbein war nach England gegangen und porträtierte hier die deutschen Kaufleute des Londoner Stahlhofes. Der Kopf dieses Porträts ist, was Schärfe der Charakteristik anlangt, an sich ein Meisterwerk. Daneben aber muß man all das Nebenbei betrachten, all die Gegenstände des alltäglichen Lebens, die mit so viel Liebe und Gefühl für Schönheit dargestellt sind. Denn überall ist der Eindruck trotz der vielen Beigaben doch nicht kleinlich. Das Ganze dominiert und wird durch die äußerst feine, malerische Gestaltung zusammengefaßt, so daß wir die Schönheit der Farben ebenso bewundern, wie die Feinheit der Zeichnung. Alle diese bunten Farben sind durch einen matten Ton gedämpft; die seidnen Aermel sind matt dunkelrot, an der Wand herrscht ein mattes Grün vor. Davor das matte, dunkle Schwarz des Umhangs und der Mütze; in zartester Schönheit stehen vor diesem dunklen Hintergrund die Kellern auf dem Tisch in der Vase, deren wundervolle, leichte Malerei man noch in der Reproduktion wahrnehmen kann. So ist auf diesem Bilde ein Reichthum an Können vereint, der ausgereicht hätte, eine ganze Reihe von Arbeiten zu motivieren. Und man begreift, daß Holbein, der zur Zeit Dürers lebte, uns aber viel reifer, weltmännischer, moderner vorkommt als Dürer, als einer der ersten Bildnismaler aller Zeiten gilt.

Holbein ist in Augsburg geboren, er lebte von 1497—1543. Sein Vater war gleichfalls Maler, daher genoss Holbein von vornherein eine praktische Erziehung in Kunst, er wuchs darin auf, während die namhaftesten Künstler der gleichen Zeit sich meist erst mühsam aus dem Handwert emporrangen. Er muß ein Wandertier in Holbein gewesen sein, der ihn sein ganzes Leben leitete und der ihm jenes allseitig gebildete, reife Wesen gab, das außer ihm keiner seiner Zeitgenossen besaß. Er hat die Welt gesehen. In Basel verbrachte er seine erste Zeit, vorher war er schon in Italien gewesen und hatte sich eingehende Kenntnisse der damals zu voller Pracht erblühten Renaissancekunst erworben. Hier lernte er die großartige Dekoration, und seine Malereien dieser Zeit bewegen sich oft auf dekorativem Gebiet. Er malt Fassaden, er stattet das Baseler Rathaus mit Wandmalereien aus, die leider nur in Skizzen und Kopien vorhanden sind, die aber alles überrreffen, was jemals in Deutschland an dekorativem Mauerwerk durch Wilder geleistet worden ist. Auch für die Glasmalerei lieferte Holbein interessante Entwürfe. Das zweite Gebiet, auf dem Holbein tätig war, war der Holzschnitt. Hier kam ihm die vorzügliche Kenntnis des Renaissance-Ornaments sehr zu statten, er schuf frei damit und gerade diese Freiheit gibt den Reiz. Berühmt ist seine auch in der „Neuen Welt“ (Jahrgang 1903) reproduzierte Folge des Totentanzes; kleine Blätter von grandioser Wirkung und feinsten Techniken. — Im Jahre 1526 siedelte Holbein nach England über. Hier, wo eine reichere und freiere Kultur blühte, entwickelte sich Holbein zu dem Porträtmaler, neben dem nur wenige noch bestehen. Seine scharfe Beobachtung, seine kühle Betrachtung, das rücksichtslose Vordringen des künstlerischen Gedankens, von er nie vernachlässigt, geben seinen Werken den außerordentlichen Wert. Diese kleinen Bilder, in denen alles auf Klarheit gestimmt ist, meist wählte Holbein Schwarz, Rotblau, Grau, und die Charakteristik so scharf ist, sind Meisterwerke. Holbein starb in London im Jahre 1543. — Das „Bildnis des Georg Giese“ befindet sich im Berliner Museum.

Die Illustrationen zum Artikel „Unter griechischer Sonne“ sind im Photographieverlag von U. Beer, Alagenfurt, erschienen.

Ein Streik aus dem 16. Jahrhundert Die ersten großen Streiks finden sich in einer viel früheren Zeit, als man bis vor einigen Jahrzehnten glaubte. In Florenz ist schon im 14. Jahrhundert gestreikt worden, deutsche Holzarbeiterausstände sind bereits im 15. Jahrhundert zu verzeichnen, und auch in Frankreich hat viel eher eine große Arbeitseinstellung stattgefunden, als man früher annahm. Der große Streik, der im Jahre 1744 unter den Seidenarbeitern von Lyon ausbrach, wurde früher gewöhnlich als der erste große Ausstand auf französischem Boden bezeichnet. Tatsächlich hat schon mehr als zwei Jahrhunderte vor dem eben angeführten Datum ein großer Streik in Frankreich stattgefunden, und zwar gleichfalls in Lyon. Es waren die Lyoner Buch-

druckergehülfen, die 1530 die Arbeit niederlegten. „Sie vertieften“, wie es in einer königlichen Erdonnung darüber heißt, „alle zusammen ihre Verschüttung.“ Sie klagten über unzureichenden Lohn, über schlechte Ernährung, die Prinzipale, über zu strenge Disziplin. Am 1. Mai 1530 begann der Streik und dauerte drei Monate lang. Die Buchdruckergehülfen waren wohl organisiert in einer „confrérie“ oder Bruderschaft. Jetzt organisierten sie sich auch noch militärisch in Kompagnien, nach Vorgehensweise der Unternehmer, um die Meister einzuschüchtern und die portierliche Wiederaufnahme der Arbeit zu verhindern. Das darf natürlich ebensowohl in Zweifel gezogen werden wie die weitere Angabe der Unternehmer, daß der Ausstand nur von einer gewalttätigen Minderheit ausgehe; die Majorität möchte gern ihre Pflicht tun und arbeiten“, wog es aber auch nicht aus Furcht, von der Bruderschaft auf den Acker gesetzt zu werden. Das ist das bekannte bis auf den heutigen Tag übliche Unternehmermärchen. Es wird im vorliegenden Fall ohne weiteres Lügen gestraft durch die Tatsache, daß die Arbeiter ein volles Vierteljahr im Ausstand verharrten und auch dann bloß gezwungen die Arbeit wieder aufnahmen. Die Staatsgewalt hatte in dem Konflikt eingegriffen; der „seneschal“, der Landrichter, gab ein Urteil ab, das durchweg zugunsten der Unternehmer ausfiel und die Gehülfen nötigte, in die Werkstätten zurückzukehren, ohne daß sie etwas erreicht hatten. Im Gegenteil sprach ihnen der Landrichter auch noch das Recht der Koalition und das des Ausstandes ab. Er bestimmt, daß „die Gehülfen ihre Arbeit weder einzeln noch insgesamt verlassen können, unter Strafe, dem Meister sowohl die Form, deren Verlust sie ihm zugefügt haben, und den Wert der Tage des Feierns zu bezahlen.“ Die Arbeiter gaben ihre Sache trotzdem nicht verloren, sondern kamen immer wieder zu gemeinsamen Beratungen zusammen, und es entwickelte sich ein Federkrieg, der interessante Lichter auf die Lage und die Anschauungen der Arbeiter wirft. Angesichts des fortwährenden gemeinsamen Vorgehens der Gehülfen wandten die Prinzipale sich beständig an die städtischen Behörden um Hilfe, die von den regierenden Geldmännern natürlich bereitwilligst gewährt wurde. Auch der König sprang den Unternehmern mit einem am 28. Dezember 1531 erlassenen Edikt bei, das den Arbeitern von neuem Unrecht gab. Es sagt sie an, „sich zusammenzusetzen zu haben, um die Druckermeister zu zwingen, ihnen höhere Löhne und bessere Nahrung zu liefern, als sie nach altem Herkommen je gehabt haben.“ Das Edikt setzt u. a. die Arbeitszeit auf die Stunden von 5 Uhr morgens bis 8 Uhr abends fest; nach Abzug der Pausen 13 Stunden täglich. Die Unternehmer, die sich nun allen Eventualitäten gewachsen fühlten, gingen tatsächlich bis zu 16 Stunden Arbeitszeit. Umsonst protestierten die Arbeiter in Eingaben an den König gegen die getroffenen Entschlüsse. Ein königliches Edikt von 1511 trifft sie noch härter als das frühere. Die Arbeiter aber leisteten Widerstand bis zum äußersten, koalitierten sich, hielten Versammlungen ab und verachteten überhaupt alles, was in ihren Kräften stand. Höchst interessant ist ihre gemeinsame „Billigkeit“ an den König. Ein verhältnismäßig stark entwickeltes Klassenbewußtsein spricht daraus. „Wenn man jemals“, heißt es da u. a., „in irgendwelchen Ständen und Gewerben die Meister und Prinzipale hat versuchen sehen, die Gehülfen und Diener ihres Vorgesetzten zu unterwerfen, zu unterdrücken und mit aller Strenge und Anmaßung zu behandeln, so ist das jederzeit geschehen und geschieht gegenwärtig in der Buchdruckerkunst. In dieser haben die Buchhändler und Drucker und vor allem die der Stadt Lyon immer alle kräftigen Wege gemacht und alle Mittel gebraucht, um die Gehülfen zu unterdrücken und niederzuknechten.“ Und doch sind es die Arbeiter, die „ihnen täglich große und ansehnliche Reichthümer erwerben zum Preis ihres Schweißes und wunderbaren Fleißes und oft selbst ihres Blutes.“ Nun wird das traurige Los des Lyoner Buchdruckergehülfen im einzelnen beschrieben. Wenn er trotz aller Heberanstrengung alt geworden ist, so hat er samt Frau und Kindern als Lohn für seine Mühe und Armut Nicht und andere Krankheiten, die er sich bei übermäßiger Arbeit zugezogen hat. Er lebt in der bittersten Not, während viele Unternehmer rasch und müheless reich werden; manche verdoppeln und verdreifachen ihr Kapital in einem Jahr. Die Lyoner Gehülfen sollen täglich 3250 Blatt abziehen; die Pariser beklagen sich schon, und mit Recht, über 2630 Blatt. So müssen denn auch die Lyoner Typographen von 2 Uhr morgens bis 8 Uhr abends auf den Beinen sein, im Winter wie im Sommer. Was nun ihre Forderungen angeht, so wollten sie notgedrungen auf das Koalitionsrecht verzichten, wenn es auch den Unternehmern ent-

zogen wird: „aber das muß sich nicht nur gegen die Gehülfen richten, sondern auch gegen die Buchhändler und Meister, die sich immer als Monopolisten zum Ruin der besagten Gehülfen verschoren haben.“ Sie verlangen Beschränkung der Lehrlingszahl und Festsetzung der Löhne nicht durch die Unternehmer allein, die in ihrer eigenen Sache Master sein würden, sondern durch ein Schiedsgericht, das zu einer Hälfte aus den ältesten Unternehmern, zur anderen aus den ältesten Gehülfen zusammengesetzt ist, wozu dann noch einige Unparteiische kommen sollen. Zum Schluß verlangen die Lyoner Buchdruckergehülfen, daß Vergehen nicht Geld- und nicht durch schimpfliche Körperstrafen geahndet werden sollten; denn diese verleben im unannehmlchen Freiheit der Menschen unwürdig. Sie fordern, als freie Männer behandelt zu werden, „und nicht als Sklaven oder Galeerensträflinge und Zwangsarbeiter.“ Diese Buchdrucker des 16. Jahrhunderts besaßen schon damals ein schärferes Bewußtsein über Menschenwürde als heute noch so mancher Proletarier.

Der Dezember, der letzte Monat des Jahres, pflegt auch gewöhnlich den Winter ins Land zu führen. Mit der Kälte ist's ihm meistens wenig an. Erst als mit reichlichem Schneefall. Das monateliche Grau hängt noch immer am Himmel, und der Weltmund sagt nicht mit Unrecht: „Der Dezember, das Jahr beschließt und den Winter aufschließt.“ Ein reichlicher Schneefall ist denn auch in unserem Monat für das Gedeihen der Winterfaat recht sehr erwünscht. So heißt es: „Je dunkler es überm Dezemberschnee war, je mehr leuchtet Sonne im künftigen Jahr“, „Einem kalten Dezember mit kühnem Schnee folgt ein fruchtbares Jahr mit reichlichem Acker“, „Dezember kalt mit Schnee geht Korn auf jeder Höhe“, „Milder Dezember und frostbares Jahr sind vereinigt immerdar.“ Das Dezemberwetter gilt im allgemeinen als bestimmend für den ganzen Verlauf des Winters. Man hat z. B.: „Dezember veränderlich und lind, der ganz Winter ein Kind“, „Wenn der Christmond heul, so ist der Winter ein Widt“. Das Auftreten von Gewittern gehört zu den Seltenheiten in unserem Monat, doch kommen sie immerhin gelegentlich vor. „Donner im Dezember sühnlich, bringt viel Regen im nächsten Jahr.“ Mit starkem Frost hat der Dezember gewöhnlich, wie wir bereits oben erwähnt haben, noch nichts zu tun. Der Weltmund sagt in dieser Beziehung: „Wenn der Frost nicht bis Sylvester kommen will, kommt er im März und April.“ Sommerliche Erscheinungen dauern im letzten Monat des Jahres auf keinen Fall nicht aufzutreten: „Bleibt im Dezember noch Winter, dann kriegt der Winter keine Kraft.“ Gewöhnlich muß unser Monat den sogenannten Vorwinter bringen, der bei keinem richtigen Winter leben darf und von dem es heißt: „Bleibt der Vorwinter aus, kommt der Nachwinter mit Frost und Brand“, „Bleibt der Winter zu fern, nachwinter es gern“, „Soviel der Winter früh das Haus, bleibt er nicht lange aus“.

Die gute Zeit hat nun endgültig ihr Ende erreicht. Die trüben, frostigen Tage, in denen die Vorräte kärglich bemessen sind, nehmen ihren Anfang. Das ist die Zeit, manches Sprüchlein über die harte Not des Winters zu prägen: „Der Sommer ist ein Bescherer, der Winter ist ein Verzehrer“, „Winter und Sommer haben verschiedene Stimmen, der Winter will verzehren, und der Sommer muß gewinnen“, „Der Winter ist ein hungrig Mann: er frägt, was hast im Sommer tan?“ Da gibt wenigstens die Witterungsgestaltung noch einigen Trost für die Zukunft. So sagt man z. B.: „Viel Schnee, viel Heu, aber wenig Korn und Obst haben.“ Aber starker Schneefall ohne Frost ist für die Gesundheit gerade nicht das Beste: „Dezemberwinter weich — Kirchhof reich.“ Doch, wie alle Dinge in der Welt, muß man auch den Dezember nehmen wie er ist: „Dezembermond beschließt das Jahr, und ist er, wenn es fröhlend war, doch bringt er Krankheit, Frost und Harm, war er zur Herbstzeit sehr warm.“ Ist der Dezember vorüber, dann ist der Kreislauf des Jahres geschlossen; der Reigen der Monate hat wieder einmal seine Runde gemacht und die Welt mit Sonnenleuchten und Hagelschauern, mit Frost und Hitze, mit der Freude des Werdens und den Erscheinungen des Wollens und Vergehens erfüllt.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!